

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (2021)
Heft: 3

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen

Die Ilanzer Artikelbriefe im Kontext der europäischen Reformation

Jan-Andrea Bernhard und Cordula Seger (Hg.): Die Ilanzer Artikelbriefe im Kontext der europäischen Reformation, Zürcher Beiträge zur Reformationsgeschichte, Band 28, Theologischer Verlag, Zürich 2020, 344 Seiten, mit Abbildungen. ISBN 978-3-290-18342-4, Preis Fr. 52.–

Die Ilanzer Artikel festigten in erheblichem Masse die Bündner Eigenstaatlichkeit als eine Eidgenossenschaft eigener Art, indem sie die weltliche Macht des Churer Bischofs weitgehend beseitigten und die Ausbreitung der Reformation begünstigten. Ihre heutige Rezeption (bzw. Nicht-Rezeption) ist ein gutes Beispiel für das derzeitige Auseinanderklaffen von historischer Bedeutung und gegenwärtiger Wahrnehmung: Als wichtiges konstituierendes Moment für den Freistaat der Drei Bünde sind sie von grosser Relevanz für die Bündner Geschichte und dürften einer breiten Öffentlichkeit dennoch kaum bekannt sein. Warum das so ist, was schief läuft in der Vermittlung von Geschichtskennntnissen inner- wie ausserhalb der Schulen, ist hier nicht der Ort zu diskutieren, wäre aber sicher aufschlussreich in der Analyse.

Jedenfalls fand im September 2017 aus Anlass des Jubiläums «500 Jahre Reformation» – natürlich in Ilanz – eine hochkarätig besetzte Tagung zu den Ilanzer Artikelbriefen statt, deren Beiträge im Sammelband «Die Ilanzer Artikelbriefe im Kontext der europäischen Reformation» nachgelesen werden können. Das von Jan-Andrea Bernhard und Cordula Seger herausgegebene Werk ist einerseits eine Publikation des Instituts für Kulturforschung Graubünden (ikg), andererseits bereits der 28. Band der renommierten Zürcher Beiträge zur Reformationsgeschichte.

Ein grosses Verdienst dieses Werkes ist – gerade vor dem Hintergrund der oben erwähnten Rezeptionsdefizite –, dass die Schlüsseldokumente in heutiges Deutsch übertragen wurden und so auch interessierten fachfremden Personen zugänglich sind. Daneben enthält das Buch wichtige Forschungsbeiträge, unter denen das Kapitel von Florian Hitz heraussticht. Er räumt

Jan-Andrea Bernhard
Cordula Seger (Hg.)

Die Ilanzer Artikelbriefe im
Kontext der europäischen
Reformation

The Ilanz Articles in the
Context of the European
Reformation

 TVZ | Zürcher Beiträge zur
Reformationsgeschichte 28

nämlich mit einem Mythos auf, der nicht zuletzt von Bündner Geschichtsforschenden, angefangen von Ulrich Campell 1576, immer wieder gerne geglaubt und daher bis in die Gegenwart kolportiert wurde, dass nämlich 1526 auch die Glaubensfreiheit für alle Bündnerinnen und Bündner verkündet worden sei. Hitz entlarvt diese Legende als das, was sie ist: nämlich leider zu schön, um wahr zu sein. Er weist darauf hin, dass die Ilanzer Artikelbriefe den Gemeinden das Recht zusprachen festzulegen, ob sie altgläubig bleiben oder evangelisch werden wollten. Eine individuelle Glaubensfreiheit war (noch) nicht vorgesehen. Erst ab 1557 war es möglich, in einer Bündner Gemeinde etwas anderes zu glauben als deren Mehrheit. Was allerdings nicht für die als «Sekte» diffamierten Täufer galt. Sie sollten, wie der Bundestag von 1571 beschloss, «uss den landen verwysen werden».

Die Ilanzer Artikel hatten eine grosse Durchschlagskraft, wie Immacolata Saulle Hippenmeyer schreibt, wenngleich sie sich in Gegenden mit Habsburger Herrschaftsrechten nicht so gleich konsequent umsetzen liessen. Zudem förderten sie eine Dezentralisierung der Seelsorge. Welche ganz konkreten Folgen die neuen Bestimmungen hatten, zeigt Erich Wencker: Er beleuchtet anhand von Prozessakten aus dem Oberen Bund, wie die Ilanzer Artikel bei der Entfernung von Bildern aus den Kirchen und für die damit verbundenen Entschädigungsforderungen bedeutungsvoll wurden. Die von Erwin Poeschel vertretene Auffassung, dass die Reformation zu einer sofortigen Verbannung der Bilder aus evangelisch gewordenen Kirchen führte, lässt sich aufgrund dieser Untersuchung nicht aufrechterhalten.

Der Eingangsbeitrag von Bruce Gordon wirbt dafür, ein so vermeintlich regionales Geschehen wie die Ilanzer Artikel in einem grösseren Kontext zu verorten, indem untersucht werden sollte, inwiefern sie das europäische Reformationsgeschehen beeinflusst haben. Allerdings warnt er auch vor dem Missverständnis, das offenbar vor allem in der englischsprachigen Literatur anzutreffen ist, dass die Verabschiedung der Artikel quasi gleichbedeutend mit der Einführung der Reformation in den Drei Bünden sei. Andreas Thier schliesst sich dieser Aussage in seiner rechtshistorischen Betrachtung an, indem auch er darauf hinweist, dass die Ilanzer Artikel kein Reformationsdokument sind, da es in ihnen nicht um theologische Fragen geht, sondern um die Regelung und Veränderung politischer Herrschaft auf kommunaler Ebene und damit um die Entstehung jenes Kommunalismus, wie ihn vor allem Peter Blickle untersucht hat. Und der im Vergleich zu städtischen Herrschaftsformen, wie etwa in

Basel oder Zürich, eine ganz andere, nämlich nicht-zentralistische Ausprägung erfahren hat.

Wie eng die Ilanzer Artikel gleichwohl mit dem Reformationsgeschehen verknüpft sind, zeigt der Beitrag von Jan-Andrea Bernhard über die Ilanzer Disputation Anfang Januar 1526, für die der Churer Reformator Johannes Comander seine 18 Thesen verfasste, die sich wiederum eng an die 67 Thesen Zwinglis anlehnten. Comander lieferte damit, wie Bernhard überzeugend zeigen kann, eine theologische Rechtfertigung für die starke Beschneidung der weltlichen Macht des Churer Bischofs, wie sie in den Zweiten Ilanzer Artikeln von 1526 festgehalten wurde. Allerdings endete die Disputation selbst sozusagen mit einem Unentschieden, denn der Bundestag der Drei Bünde entschied sich weder für die altgläubige noch die evangelische Seite. Dies hatte zur Folge, dass der Freistaat der Drei Bünde ein bikonfessioneller Staatenbund wurde, in dem man sich allerdings immerhin in zwei Fragen einig war: der Ablehnung bischöflicher Herrschaftsansprüche und der Ausgrenzung der Täufergemeinschaft.

Dass die Entmachtung des Bischofs jenseits der Alpen im römischen Zentrum der Kirche mit Häresie gleichgesetzt wurde, kann nicht verwundern. Wie das den Blick über den Bündner Raum und das 16. Jahrhundert weitende Kapitel von Philipp Zwyszig erläutert, wurde dies schon aufgrund der geografischen Nähe zu Norditalien als bedrohlich empfunden. Was zur Folge hatte, dass bis ins 17. Jahrhundert hinein – man denke etwa an die «Bündner Wirren» – von katholischer Seite rege diplomatische, missionarisch-gegenreformatorische, aber auch militärische Aktivitäten in Gang gesetzt wurden, um wenigstens das Veltliner Untertanenland vom vermeintlichen Gift der Ketzerei zu reinigen und so eine Art Brandmauer gegen die Häresie aus dem Norden zu errichten. Eine Häresie, die unterschwellig notabene auch den katholisch gebliebenen Bündnern unterstellt wurde, da sie aufgrund der gepflegten Gemeindeautonomie auch und gerade in religiösen Fragen Ungehorsam der Kirche gegenüber zeigten, also nicht als wahre Katholikinnen und Katholiken zu bezeichnen seien. In Ergänzung zum Beitrag von Zwyszig untersucht Guglielmo Scaramellini die bis dato offene Frage, welche Auswirkungen die Ilanzer Artikel tatsächlich in den Untertanengebieten Veltlin, Bormio und Chiavenna hatten. Dazu zählte etwa die Abschaffung kirchlicher Gerichte, insbesondere der Inquisition, aber auch eine Festigung der Bündner Herrschaft hin zur definitiven Unterwerfung der Region als Untertanenland.

Doch kann man den Protestantismus einfach mit Demokratie gleichsetzen? Marc Aberle kann in seinem Beitrag glaubhaft machen, dass unter Werten wie Glaubensfreiheit, Toleranz und auch Republikanismus unter den damaligen Evangelischen etwas anderes verstanden wurde, als dies heute der Fall ist. Aber auch die Ilanzer Artikel selbst durchliefen einen Interpretationswandel. Randolph C. Head weist in seiner Betrachtung zu Recht darauf hin, dass man die Artikel nicht aus einer ex-post-Perspektive des Wissens um die Glaubensspaltung lesen sollte, sondern als Ausdruck der buchstäblichen Reformation der Kirche, die auch und gerade aus Sicht der Reformatoren der ersten Generation ausdrücklich nicht in einer Glaubensspaltung und der Schaffung paralleler kirchlicher Organisationsstrukturen münden sollte. Erst das Scheitern dieser Bemühungen in der reformatorischen Krise der 1530er Jahre führte dazu, dass die Beschlüsse auch ganz anders gelesen werden konnten – nämlich als Legitimation der Wahl zwischen den Alternativen altgläubig oder evangelisch. Und Head macht auch darauf aufmerksam, dass die Debatten um kirchliche Souveränität und Machtansprüche, wie sie die Ilanzer Artikel thematisierten, in Konflikten, wie sie sich etwa um Bischof Wolfgang Haas entluden, durchaus einen Nachhall finden.

Es ist schade, dass dieser verdienstvolle Sammelband auf den Aspekt der Aktualität zu wenig eingeht. Man hätte sich noch einen Beitrag darüber gewünscht, ob und inwiefern die Ilanzer Artikel den bisweilen zu beobachtenden Bündner Partikularismus begünstigt haben und in welchem Ausmass sie den Kanton, in dem Bündnerinnen und Bündner heute leben, mitgeprägt haben. Geschichtsdidaktik ist nämlich vor allem dann erfolgreich, wenn sie vermittelt, was frühere Zeiten ganz konkret mit unserer heutigen Lebenswelt zu tun haben.

Christian Ruch

Johann Stoffel (1899–1970) – Vom populären Dieb zum diplomierten Schneidermeister

Jürg Simonett: Johann Stoffel (1899–1970). Vom populären Dieb zum diplomierten Schneidermeister, hrsg. vom Institut für Kulturforschung Graubünden, Verlag Hier und Jetzt, Zürich 2020, 254 Seiten, 22 Abbildungen. ISBN 978-3-03919-523-7, Preis Fr. 34.–

Der Historiker Jürg Simonett, von 2003–2014 Direktor des Rätischen Museums in Chur, widmet Johann Stoffel, in den 1920er Jahren weit herum bekannt als «Ein- und Ausbrecherkönig», eine Biografie. Der Autor stösst in seiner umfassenden Recherche über Stoffel auf eine Fülle ergiebiger Quellen, die im Zentrum des Buches stehen. Das Buch ist deshalb keine rein chronologische Biografie, sondern eine Collage des Quellenmaterials. Diese Collage orientiert sich thematisch an den verschiedenen Rollen der historischen Figur Johann Stoffel und ist in acht Kapitel gegliedert.

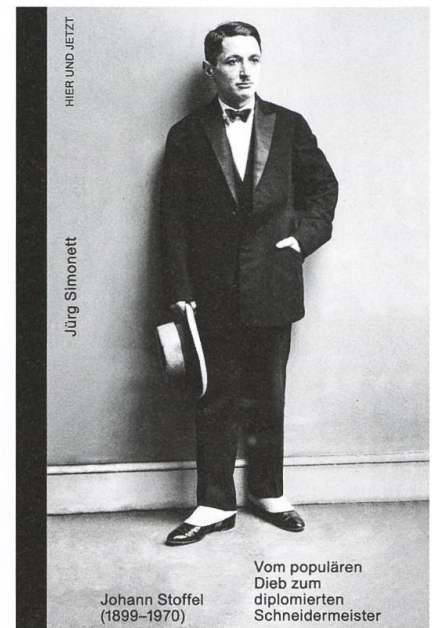
Fragen an den Autor:

P.L.: In welchem Zusammenhang bist du auf das Thema «Johann Stoffel» gestossen?

J.S.: Eigentlich eher zufällig, beim Schmökern in der Kantonsbibliothek und im Staatsarchiv. Immer wieder schien der Name Johann Stoffel auf, meist ganz am Rande und in einem halben Satz, oft in einem ganz anderen Zusammenhang. Doch ist der Historiker mal angefixt, kommt er oft vom Hundertsten ins Tausendste.

P.L.: Was hat dich schliesslich motiviert, eine Biografie über Stoffel, den «Valser Schelm» zu schreiben?

J.S.: Ich habe mich faszinieren lassen von den zwei Leben Stoffels, dem des Kleinkriminellen und dem des Unternehmers, die unterschiedlicher kaum sein konnten.



P.L.: Welche Ziele hast du dir mit dieser Publikation gesetzt?

J.S.: Ich wollte einen Beitrag zu einem kaum mehr bekannten Aspekt der neueren Bündner und Schweizer Sozialgeschichte leisten. Im Buch gehe ich der Frage nach, wie ein Gewohnheitsdieb um 1930 in der halben Schweiz derart populär werden konnte. Welche Dynamik steht hinter dieser Lebensgeschichte und wie ist sie ins Zeitgeschehen der Schweiz einzuordnen?

Die «zwei Leben» des Johann Stoffel

Johann Stoffel wird 1899 als uneheliches Kind in Vals geboren. Seine Startchancen sind denkbar ungünstig: Bereits als kleines Kind wird Johann verdingt. Er selber berichtet später, dass ihn die Dorfbewohnerinnen und -bewohner nur als «Bastard» titulierte. Jahre später heiratet seine Mutter und zügelt nach Zürich, mit ihr auch der neunjährige Johann. 1915 zieht er nach Köln, wo sein Stiefvater eine Anstellung antritt. Johann arbeitet dort gelegentlich in einer Munitionsfabrik. In Köln begeht er bereits die ersten Diebstähle, er wird ertappt und muss eine siebenmonatige Haftstrafe absitzen. 1918 zieht die Mutter mit dem Sohn wieder zurück nach Zürich, wo Johann vollends auf die schiefe Bahn gerät. In den Kantonen Zürich, Graubünden, Glarus und St. Gallen steigt er in Häuser ein und stiehlt Esswaren oder Dinge, die sich leicht zu Geld machen lassen. Immer wieder wird er verhaftet und für Monate ins Gefängnis gesteckt. Zwischendurch versucht Stoffel zwar, eine Anstellung zu finden. So arbeitet er als Hausierer, Sattler oder Portier in der Pension Surlej in St. Moritz. Wegen seines Vorlebens will ihn aber kaum jemand anstellen.

Ende der 1920er Jahre ist Johann Stoffel weitherum bekannt. Mit seinen Einbrüchen und Diebstählen sorgt er immer wieder für Aufsehen sowie für gern gelesenen Stoff in der Presse, welche regelmässig über Neuigkeiten von Stoffel berichtet. Aus Sicht der Behörden ist er ein unverbesserlicher Kleinkrimineller. Die Bevölkerung hingegen amüsiert sich über seine Eskapaden, Stoffel genießt – unter anderem auch in seiner Heimatgemeinde – viele Sympathien. Welches sind die Gründe?

Stoffel wendet bei seinen Einbrüchen nie Gewalt gegen Personen an und benutzt einfache Werkzeuge wie Stechbeutel, Schere oder Schraubenzieher. Immer wieder übertölpelt er die Landjäger, die nicht sonderlich beliebt sind. Einen Teil der Beute

soll Stoffel stets verschenkt haben. Mit dem Diebesgut leistet sich Stoffel auch mehr als das Nötige: schöne Kleider und einmal sogar eine Reise nach Österreich mit seiner Geliebten. Der klein gewachsene, drahtige Mann hat Charme und bei seinen Diebstählen zeigt Stoffel auch Humor, was ihm den Ruf eines «edlen Räubers» einbringt. In Chur gibt er sich als Pfarrer aus und besucht ein Geschäft für Messgewänder. Stoffel bittet den Verkäufer, das gewünschte Modell selber anzuziehen, damit er sehen könne, wie es an ihm aussähe. Der Verkäufer tut wie geheissen und verschwindet in der Umkleidekabine. Derweil packt Stoffel die Kasse und macht sich aus dem Staub. Selbst die Churer Fasnacht entdeckt den «Ein- und Ausbrecherkönig», sie widmet ihm sogar einmal die Plakette. Den Höhepunkt seiner Popularität erreicht Stoffel, als es ihm gelingt, gleich zweimal aus dem Sennhof in Chur zu entkommen.

Während rund zwei Jahrzehnten wechselt Stoffel zwischen Einbrüchen, Zuchthaus, Arbeitshaus, Gefängnis und neuen Diebstählen. Im Februar 1930 endet Stoffels Karriere als «Ein- und Ausbrecherkönig» mit seiner Verhaftung in Zürich. Es folgt der Prozess in Zürich und im Februar 1931 im Kanton Graubünden. Die Gerichtsverhandlung in Chur ist eine Sensation mit viel schaulustigem Publikum, das Stoffel von einer anderen Seite kennenlernt. Der Angeklagte selber wendet sich vor Prozessbeginn mit einem Schreiben an den Verteidiger, den er mit seinem Vorleben vertraut macht, und bittet ihn, ihn nicht nur nach seinen Vorstrafen und Delikten zu beurteilen, sondern auch den «Menschen» in ihm zu sehen – ein spürbares Zeichen, dass Stoffel Reue zeigt. Seine Mutter unterstreicht die Unschuld ihres Sohnes, diese liege in seiner Heimatlosigkeit und vor allem bei einer jungen Frau, die ihn bei seinen Taten unterstützt habe, anstatt ihn davon abzuhalten. Auch während der Gerichtsverhandlung verspricht Stoffel Besserung und «ein neues Leben». Stoffel wird schliesslich wegen wiederholten Diebstahls zu zweieinhalb Jahren Gefängnis verurteilt, hinzu kommen noch acht Monate Haft in Glarus und zweieinhalb Jahre in Zürich. Der Ankläger stellt Stoffel eine schlechte Prognose aus und zweifelt daran, ob er je die Kraft haben werde, ein anderes Leben zu führen.

Nach dem Churer Prozess wird Stoffel in die Strafanstalt Regensdorf gebracht, wo sein Leben eine Wende nimmt. Schon damals sah der Strafvollzug die Wiedereingliederung in die Gesellschaft nach Verbüßung der Strafe als wichtigstes Ziel vor. Stoffel wird in Regensdorf von Anfang an als Mustergefangener bezeichnet: Auf der einen Seite leistet er Sühne für

die begangenen Taten, auf der anderen Seite nimmt er die Angebote der Strafanstalten wahr, die in Richtung Resozialisierung zielen. Während seines letzten Gefängnisaufenthalts in Regensdorf erlernt Stoffel das Handwerk des Schneiders und dies mit Erfolg, wie Jürg Simonett nachweisen kann. Nach der Entlassung findet Stoffel eine Arbeit in einer Schneiderei im Kanton Schaffhausen. Er heiratet und 1943 kommt seine Tochter Gerdy zur Welt. Nach bestandener Meisterprüfung macht sich Johann Stoffel selbstständig. Er gründet eine eigene Firma mit bis zu 15 Angestellten. Seine Spezialitäten sind Uniformen für die Polizei, für Musikgesellschaften und die Armee.

Stoffels Jugendjahre in Vals verlaufen nicht erfreulich. Deshalb könnte man vermuten, dass er später mit seiner alten Heimat nichts mehr zu tun haben will. Das Gegenteil ist der Fall. In Vals macht Stoffel kein Geheimnis aus seinem Vorleben. Ein paar Mal jährlich reist er in seine Heimatgemeinde und verkauft seine Ware. In den 1950er Jahren unterstützt er die Valser Musikgesellschaft mit einem günstigen Angebot für neue Uniformen. Ob er mit dieser Geste der Valser Bevölkerung zeigen möchte, was aus dem «Bastard» geworden ist? 1970 stirbt Johann Stoffel in Schaffhausen.

Fazit

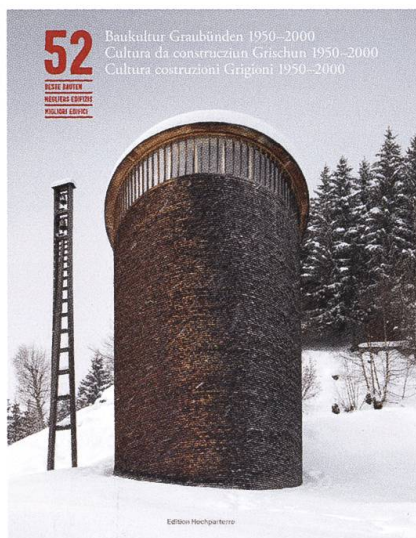
Wer kennt den «Ein- und Ausbrecherkönig» Stoffel heute noch? Seine Existenz ist nahezu unbekannt, selbst in Kreisen von Historiker*innen. Das ist bedauerlich, denn er war schweizweit berüchtigt und bot Stoff für Legenden. Jürg Simonetts grosse Recherche über Johann Stoffel zeichnet ein differenziertes Bild des Delinquenten und vermeidet es, das Stereotyp des «edlen Räubers» bzw. eines «Robin Hoods» zu bestätigen. Als Sozial- und Wirtschaftshistoriker interessieren ihn vielmehr die Umstände und Bedingungen von Stoffels Existenz. Simonett verortet Stoffels Biografie vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Situation in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zu Beginn ist dies die kleine Welt von Vals, in der Stoffel aufwächst. Der Blick auf seine Jugend, seine Randständigkeit und die Mechanismen der Ausgrenzung sind zentral, um den späteren Werdegang zu verstehen. Als uneheliches Kind, als «Bastard» hat Stoffel schlechte Startchancen in der abgelegenen Gemeinde, wo noch um die Wende zum 20. Jahrhundert aus der Not heraus eine saisonale Wanderung von Erntearbeitern ins Rheinwald sowie die «Schwabengängerei» vieler Kin-

der nach Süddeutschland existieren. Doch auch in Zürich und in Köln trifft Stoffel nicht auf bessere Lebenschancen, schon gar nicht in der von Krieg und Armut gekennzeichneten ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Das Buch leistet mit der Aufarbeitung dieser Lebensgeschichte einen wichtigen Beitrag zur Schweizer und Bündner Sozialgeschichte.

Die Biografie – insbesondere der Reifeprozess Stoffels in der Strafanstalt Regensdorf und der mit Fleiss und Stetigkeit begangene Weg vom Kleinkriminellen zum Schneidermeister – kann als Beispiel einer erfolgreichen Resozialisierung im Strafprozess gelesen werden. Nicht zuletzt schliesst Simonetts grosse Recherche über Johann Stoffel eine Lücke in der Valsler Dorfgeschichte.

Jürg Simonett präsentiert seine Erkenntnisse – basierend auf Quellen und zeitgenössischen Dokumenten sowie auf Aussagen von Gewährspersonen – auf spannende und erfrischende Art. Dem Buch ist eine interessierte Leserschaft sicher.

Peter Loretz



52 beste Bauten – Baukultur Graubünden 1950–2000

*52 beste Bauten – Baukultur Graubünden 1950–2000. Autor*innen Leza Dosch, Bernhard Furrer, Ludmila Seifert, Fotograf Ralph Feiner, Gestaltung Ramun Spescha, hrsg. vom Bündner Heimatschutz, Verlag Edition Hochparterre, Zürich 2020, 140 Seiten, 120 Abbildungen. ISBN 978-3-909928-61-3, Preis Fr. 39.–*

«Baukultur Graubünden 1950–2000» ist weit mehr als bloss ein schönes Buch. Darin gebündelt ist das aussergewöhnliche vergangene Jahr, dessen 52 Wochen der Bündner Heimatschutz nutzte, um jede Woche ein ausserordentliches Bauwerk der Jahre 1950–2000 vorzustellen: «52 beste Bauten».

Carmelia Maissen, Michael Hanak und Leza Dosch, drei Architekturhistoriker, fundierte Expertinnen dieser Bauepoche und Kenner Graubündens Baukultur, haben die Auswahl getroffen. Der Titel «52 beste Bauten» führt zwar etwas in die Irre, denn die «52 besten Bauten» sollen nicht etwa die «Gute Bauten Graubünden» mit einer weiteren Architekturauszeichnung übertrumpfen. Es steckt eine ganz andere Absicht dahinter.

Ein sich anbahnender baukultureller Katastrophenfall hat den Bündner Heimatschutz und die regionale Architekturszene 2015 wachgerüttelt: Das Wohnhaus für Betagte in Masans, mit dem Peter Zumthor 1993 die Bauaufgabe Altersheim quasi neu erfand, sollte abgebrochen werden. Dass eine ausgezeichnete «Gute Baute» schon nach 22 Jahren auf der Abbruchliste landet, schockierte. Nicht einmal ein Bauwerk des profiliertesten Bündner Architekten bleibt verschont. Doch die Bauherrschaft kam zum Glück rechtzeitig wieder zur Besinnung. Peter Zumthor persönlich durfte schliesslich sein bei Bewohnerinnen und Bewohnern äusserst beliebtes Wohnheim für die Zukunft ertüchtigen.

Das Problem war erkannt: Die Bauten ab 1950 sind zu jung, um (behördliche) Wertschätzung als schützenswerte Baudenkmäler zu erhalten, aber auch zu alt, um mit den Ansprüchen der sich wandelnden Zeit mitzuhalten. Das vermeintliche Schicksal des Wohnheimes Masans droht auch anderen Zeitgenossen. Einige «Beste Bauten» von 1950–2000 sind schon verschwunden (z. B. das Hallenbad St. Moritz von Robert Obrist/Alfred Theus), andere bis zur Unkenntlichkeit verbaut (z. B. das Kongresszentrum & Hallenbad Davos von Ernst Gisel) oder ihrer Qualitäten als Gesamtkunstwerk beraubt (z. B. das Konvikt

Chur von Otto Glaus/Hans-Rudolf Lienhard). Solchem Tun entgegenwirken oder besser gesagt zuvorkommen möchte der Bündner Heimatschutz. Die baurechtliche Handhabe eines Verbandsbeschwerderechtes, welches andere Kantone kennen, gibt es in Graubünden jedoch nicht. Den Bündner Heimatschützerinnen sind im juristischen Kräftemessen um den Erhalt bedeutender Bauzeugen die Hände gebunden. Diese scheinbare Schwäche machen sie zu ihrer Stärke: Statt in zermürendes juristisches Hickhack fliesst so mehr Energie in präventive Sensibilisierung und Öffentlichkeitsarbeit. Und das so erfolgreich, dass die Geschäftsführerin der Bündner Heimatschutzsektion, Ludmila Seifert, für ihre wichtige und wertvolle Arbeit im September 2020 mit dem BSA-Preis vom Bund Schweizer Architekten ausgezeichnet wurde. Dafür gehört ihr auch hier noch ein Kränzchen gewunden. Obschon ein blosser Nebensatz dafür keineswegs angemessen ist. Eine solche Schirmherrin ist ein wahrer Segen für Graubündens Baukultur! Mit «52 beste Bauten – Baukultur Graubünden 1950–2000» liefert sie ihr Meisterstück und weit mehr als nur ein Buch.

Die Bauten des grossen Baubooms der Nachkriegsjahre sind gemeinhin für alles andere als für ihre Schönheit bekannt. Dass die damalige bauliche Entwicklung heute mehr störend als bereichernd empfunden wird, verdeutlicht das Volksvotum gegen den «uferlosen Bau von Zweitwohnungen». Leichte Konstruktionen von damals sind mittlerweile als Energieschleudern berüchtigt. Einst gängige Baustoffe haben sich als Schadstoffe entpuppt. Skulpturale Betonbauten sind wegen ihres Brutalismus in Verruf geraten. Den baukulturellen Wert von wenig gefälligen und manchmal problematischen Bauten darzustellen, ist kein einfaches Unterfangen.

Auf der digitalen Plattform www.52besteBauten.ch und in den sozialen Medien präsentierte der Bündner Heimatschutz während eines Jahres jede Woche ein neues Baujuwel aus der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts. Die Entdeckungsreise führte kreuz und quer durch den Kanton: von der Kraftwerkzentrale tief im Tal bis zur SAC-Hütte hoch am Berg, vom Schulhauskomplex in der Hauptstadt bis zum Zollhäuschen an der Landesgrenze, von den Wohnhäusern im Kastanienhain bis zur Lagerhalle im Industriequartier, vom Postautodeck über den Geleisen bis zur Brücke über den Napser Rhein, von der Churer Betonkirche bis zur Valser Felsentherme.

Als Kolumne in der grössten Regionalzeitung flatterten die vorgestellten Bauten jede Woche in die Bündner Haushalte. Über 800 Interessierte abonnierten den wöchentlichen Mail-

Newsletter, 1000 weitere folgten der Kampagne über die sozialen Medien: Instagram, Facebook und Twitter trugen das wöchentliche baukulturelle Feuerwerk weit über die Kantons- und Ländergrenzen hinweg. Die Sensibilisierungskampagne im Kalenderformat ist zum Leuchtturmprojekt einer breitenwirksamen Architekturvermittlung geworden.

Doch damit nicht genug: Baukultur muss gelebt werden, erlebt werden, sagte sich Ludmila Seifert und schusterte drum herum ein Rahmenprogramm mit 15 Veranstaltungen, Referaten, Besichtigungen und Architekturwanderungen und spannte als Zugpferde wichtige Bündner Protagonisten vor den Karren: Peter Zumthor, Gion A. Caminada, Jürg Conzett, Thomas Domenig, Köbi Gantenbein und weitere. Die Anlässe stiessen auf ein so grosses Interesse, dass deutlich spürbar wurde: Baukultur wird in Graubünden sehr geschätzt und hat eine starke Lobby. Diverse Medienberichte über das ereignisreiche Programm zeugen davon. Es lief wie am Schnürchen, doch dann kam Corona und stellte alles auf den Kopf. Der Aufwand, der durch das aussergewöhnliche Kampagnenjahr ohnehin schon gross war, wuchs noch mehr: verschieben, umbuchen, absagen – eine organisatorische Belastungsprobe für den Verein Bündner Heimatschutz. Ein krönender Abschluss blieb der Kampagne wegen Corona leider verwehrt, statt mit grossem Schlussakkord endete es still und leise mit dem Erscheinen des Buches. Trotzdem wurde dieses zum Bestseller. Die Erstauflage von 800 Exemplaren war nach zwei Monaten bereits vergriffen und eine zweite konnte beim Verlag Edition Hochparterre bestellt werden.

Schön ist es geworden, das Buch. Der Gestalter Ramun Spescha gab dem Buch (und der Kampagne) ein strenges Layout mit wenig Farbe, dekorativen grossen Lettern und klarer Ordnung. Dank des hochwertigen Einbands mit offener, fadengebundener Schweizer Broschur bleibt das Buch schön liegen, wie man es aufgeschlagen hat: Jedem Bauwerk ist eine Doppelseite gewidmet. Ludmila Seifert hat zu allen Bauten eine gehaltvolle, kurze Würdigung geschrieben und weiterführende Literaturhinweise gesammelt. Architekturfotograf Ralph Feiner zeigt uns die Bauwerke von ihrer besten Seite. Seine Architektur-Porträts sind ebenso sorgfältig geplant und konstruiert wie die Bauten selbst. Er lässt die Gebäude in der Sonne strahlen und packt in Schatten, was das Bild nicht stören soll, als ob er die Gestirne wie Studioscheinwerfer steuern könnte. Hier funkelt das vom Tagwerk erleuchtete Kraftwerk mit dem abendlichen Alpenglügen um die Wette, da hat die Churer Postauto-Flotte im frühmorgendlichen Scheinwerferlicht ihrer «Bühne»

den grossen Auftritt und auf der Titelseite trutzt die Kapelle im Schindelmantel dem Schneesturm wie ein schützender, wachsender Hirte mit seinem Stab. Was für ein Effort hinter solchen Fotos steckt, zeigt sich, wenn Feiner die Fotoausrüstung auch beim tosenden Unwetter in die Viamala-Schlucht schleppt, um einzufangen, wie die filigrane Fussgängerbrücke dem gewaltigen Wasserschwall standhält, der sie überspült. Für diese Kunstfertigkeit und seine beständige Arbeit als Chronist des zeitgenössischen Bündner Bauens wurde er jüngst mit einem Anerkennungspreis der Bündner Regierung ausgezeichnet – das Buch zeigt sein Verdienst deutlich.

Doch zwischen den beiden Buchdeckeln stecken mehr als nur «52 beste Bauten». Im einleitenden Essay zur «Architekturszene Graubünden 1950–2000» verortet Architekturhistoriker Leza Dosch die Bündner «Strömungen und Strukturen» im nationalen und internationalen Kontext. Er zeigt, wie die Handschrift überragender internationaler Architekten und Architektinnen auch tief im Bündnerland Nachahmung findet. Er berichtet aber auch von der Legende, dass ein Le Corbusier-Besuch im Engadin zu den Trichterfenstern an der Ronchamp Kapelle führte. Er veranschaulicht, wie schweizerische Architektursprachen im Bündnerland nachhallen: der «Landistil» mit seinen Wurzeln an der Landesausstellung 1939 oder später die «Tendenza» der radikal progressiven Tessiner Architekt*innen. Er zeigt auf, wie im Rahmen des technischen Fortschrittes mutig monumentale Kraftwerkbauten, filigrane Verkehrsbrücken und ganze Hochhaussiedlungen in die Bergwelt gesetzt wurden. Aber auch, wie dieser rasante Wandel eine Gegenbewegung auslöste: Neue Protagonisten und Protagonistinnen suchten Inspiration im Regionalismus und beschäftigten sich mit Fragen des Erhaltens und Gestaltens. Dosch beschreibt, wie im Atelier Zumthor eine neue Generation Bündner Bauschaffender einen prägenden Lehrmeister fand. Und er erklärt die bedeutende Rolle der Bündner Kantonsverwaltung, die mit öffentlichen (Schulhaus-)Wettbewerben jungen Architekten zum Durchbruch und der Bündner Architektur mehrfach zu neuem Aufschwung verhalf.

Diese architekturhistorische Einordnung bindet den bunten Strauss der «52 besten Bauten» zusammen. In der Kalenderkampagne wurde das Sammelsurium architektonischer Perlen noch dramaturgisch geordnet präsentiert, im Buch sind sie nun chronologisch aneinandergereiht. So legt das Durchblättern den Wechsel der Moden und die Entwicklung der Bautechnik offen und veranschaulicht die konstante Weiterentwicklung des

Bündner Bauschaffens und seiner bekannten Protagonist*innen. Wir sehen aber auch, wie und wo das Who's who der Schweizer Architekturgilde am Bauboom im Gebirgskanton mitwirkte.

Die «52 besten Bauten» tragen die Handschrift von 26 verschiedenen Autorenschaften, die Kurztexte stellen uns die 53 Persönlichkeiten dahinter vor. Dass nur drei Frauen darunter vertreten sind, ist ein deutliches Zeichen seiner Zeit und zeigt auf, wie stark auch im Kanton Graubünden die Architektinnen untervertreten waren und bis heute sind. Ein Blick darauf, wer im Buch gleich mit mehreren Bauten vertreten ist, zeigt die prägendsten Bauschaffenden der Epoche: 5-mal Atelier Zumthor; je 3-mal Rudolf Olgiati und Robert Obrist; jeweils 2-mal Ernst Gisel, Thomas und Thomas Domenig, Gion A. Caminada, Gigon Guyer, Jüngling und Hagmann, Bearth & Deplazes. Ein Viertel der «52 besten Bauten» steht in der Kantonshauptstadt Chur, die restlichen verteilen sich über den ganzen Kanton. Mit vier «besten Bauten» ist Domat/Ems ein überraschender Baukultur-Hotspot auf der Karte. Aber auch das Bergell und das Misox trumpfen mit einer hohen «beste Bauten»-Dichte auf. Andere Talschaften bleiben hingegen erstaunlich leer: das Schanfigg, Prättigau, Albulatal, Oberhalbstein, Münstertal und auch das Engadin. Das mag zeigen, dass nicht in allen Regionen gleich gute Baukultur geschaffen, gepflegt und gelebt wurde. Daraus zu schliessen, dass es in diesen Regionen keine guten oder gar «beste Bauten» aus jener Epoche gibt, wäre jedoch vermessen. Der Titel «52 beste Bauten» will nämlich auch sagen: Die gewählte Auswahl ist weder umfassend noch abschliessend.

Das Buch wirft aber auch Fragen auf: Ausgerechnet der stärkste Bündner Wirtschaftszweig, der Tourismus, ist mit seinen Bauten im Buch stark untervertreten, und zwar just in jener Epoche, in der die Fremdenindustrie mit dem Wintersport ihren grössten Boom erlebte. Grosse Bündner Tourismusdestinationen bleiben leere Flecken auf der Übersichtskarte. Fehlt dem grössten Bündner Wirtschaftsmotor die Baukultur? Keine Bergbahn, keine Skihütte, kein Hotel finden wir im Buch. Haben die Architekten und Architektinnen für die neuen Bauaufgaben der Freizeitindustrie keine innovativen Lösungen gefunden? Zeugt das davon, dass zur Zeit von «Alles fährt Ski» Quantität über Qualität stand? Oder sind für unsere Gäste manchmal auch «beste Bauten» nicht gut genug? Haben sie im schnelllebigen Gastgewerbe schlicht nicht lange genug überlebt? Zum Glück hat man Zumthors Valser Therme schon zwei Jahre nach ihrer Erbauung unter Denkmalschutz gestellt. Sie hat kurz vor der

Jahrtausendwende ein neues Tourismuskapitel eingeläutet in der Ferienecke der Schweiz. Mit ihrem Erbauer hat die Bündner Architektur internationale Ausstrahlung erlangt. Interessierte von nah und fern pilgern in die entlegensten Täler, um die Bauten Zumthors, Caminadas und der Olgiatis mit eigenen Augen zu sehen. Die Erkenntnis: Baukultur kurbelt lokale Wertschöpfungsketten an. So wird sie ab der Jahrtausendwende zum Schlüssel für erfolgreiche Bündner Regionalentwicklungsprojekte in Fläsch, in Soglio, in Riom und in Valendas.

Neben der Würdigung der «52 besten Bauten» und der architekturhistorischen Einordnung liefert das Buch mit den Ausführungen von Denkmalpflege-Experte Bernhard Furrer konkrete Empfehlungen zum «Umgang mit Baudenkmalern der Nachkriegszeit». Er zeigt auf, was es zum Gelingen der Restaurierung von Nachkriegsarchitektur braucht: eine adäquate Eigentümerschaft, geeignete Architekt*innen und die passende Nutzung. Er redet aber auch den Behörden ins Gewissen, indem er anregt, die Bauinventare bis in die jüngste Vergangenheit nachzuführen. So wie es das Natur- und Heimatschutzgesetz verordnet: «Die Inventare sind nicht abschliessend. Sie sind regelmässig zu überprüfen und zu bereinigen.» Die Kantone stehen diesbezüglich in der Pflicht.

So wird das Buch zur Steilvorlage für Politikerinnen, Behörden, Touristiker, Eigentümer, Architektinnen und auch für die Öffentlichkeit, um sich für den Erhalt und Schutz der «besten Bauten Graubündens von 1950–2000» und für eine lebendige Baukultur in Graubünden einzusetzen: Jetzt!

Jürg Grassl